

motiviert: „Wie nun, so muss man fragen, sollen diese Kinder lernen, sich sozial zu verwurzeln und emotional zu orientieren, wenn sich die Fähigkeit zu Mitgefühl, Verantwortung und Kreativität vor dem flirrenden Horizont einer medialisierten Hochgeschwindigkeitswirklichkeit aufzulösen beginnt und wenn der Nahkreis des Handelns als direkter Bezug zwischen Tun und Fühlen in der Isolation von virtuellen Scheinwelten zu ersticken droht?“ (S. 13). Dieser Befürchtung entsprechend besteht das Ziel der Arbeit darin, den hohen Wert des Musizierens für die kindliche Entwicklung vor allem gegenüber Fernsehen und Computerspielen interdisziplinär zu belegen und zu zeigen, dass Musik die „Fähigkeit zur Verwurzelung in individuellen, sozialen und kulturellen Wirklichkeiten“ fördert (S. 17). Hiervon dürften sich die meisten Leser/innen leicht und gern überzeugen lassen.

Das Buch bietet einen guten Einstieg in die Gedankengänge des Konstruktivismus, der bei vielen musikpädagogischen Konzepten eine Rolle spielt, sowie in grundlegende neurologische Prozesse und deren praktische Relevanz für die Musikpädagogik. Damit ist die Arbeit sicher eine anregende Quelle für interessierte, praktizierende Musikpädagogen. Aus dem Blickwinkel empirischer Musikforschung ist der Erkenntnisgewinn allerdings geringer, da u. a. der Stand der musikbezogenen Hirnforschung nicht umfassend und aktuell und auch nicht ganz objektiv dargestellt wird. Die Informationen stammen fast alle aus (zweifellos guten) Zusammenstellungen von Manfred Spitzer (2002), Wilfried Gruhn (2005) und Eckart Altenmüller (2006) sowie aus einem „Gespräch“ mit einem Experten für klinische Neurorehabilitation (S. 197 ff.). Aktuelle Beiträge aus internationalen Fachzeitschriften tauchen so gut wie nicht auf. Die etwas idealistische Forderung, dass die Instrumentaldidaktik zu ihrer eigenen „Modernisierung“ neurologische Erkenntnisse integrieren sollte (S. 259 f.), lässt sich wohl tatsächlich nur anhand solcher Überblicksarbeiten umsetzen. Denn die Instrumentaldidaktik ist wie jede andere Fachdidaktik auch darauf angewiesen, dass die Wissenschaftler/innen auf dem Gebiet

der Hirnforschung selbst praktische Konsequenzen aus ihren komplexen Befunden ableiten. Diese Fachleute sind damit aber durchaus noch zurückhaltend, was uns natürlich nicht veranlassen sollte, eigene Interpretationen vorzunehmen und leichtfertig Praxisbezüge herzustellen.

(Januar 2012)

Franziska Olbertz

*ANJA HEILMANN: Boethius' Musiktheorie und das Quadrivium. Eine Einführung in den neuplatonischen Hintergrund von „De institutione musica“. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007. 400 S. (Hypomnemata. Untersuchungen zur Antike und zu ihrem Nachleben. Band 171.)*

Anja Heilmanns im Jahre 2005 an der Universität Rostock im Fach Klassische Philologie angenommene Dissertation befasst sich mit einer für die Geschichte der quadrivialen Musiktheorie des Mittelalters und der Renaissance zentralen Quelle, die in den letzten Jahrzehnten leider nur noch selten Gegenstand der musikwissenschaftlichen Forschung und Diskussion gewesen ist. Wegen der fachwissenschaftlich noch immer ausstehenden Gesamtwürdigung von *De institutione musica* des Boethius – dem vom Frühmittelalter bis zur Frühen Neuzeit wichtigsten Traktat zur spekulativen, philosophisch-propädeutischen Musiktheorie – sowie der bis zu Heilmanns Studie fehlenden Rekonstruktion seiner geistesgeschichtlichen Grundlagen aus der neuplatonischen Philosophie der (Spät)antike erfüllt diese Arbeit ein wirkliches Desiderat der Theorieforschung zur älteren Musikgeschichte und weiß darüber hinaus auf breiter Front zu überzeugen.

In ihrem Aufbau zeigt Heilmanns Arbeit im Wesentlichen eine dreiteilige Anlage, wobei in den beiden ersten Großkapiteln anhand des von der Autorin bearbeiteten Traktats die wissenschafts-, erkenntnis- und zahlentheoretischen Grundlagen der quadrivialen Musiktheorie dargestellt sind und deren Standort im mittelalterlichen Wissenschaftssystem definiert wird. Im dritten Großkapitel ihrer Studie wendet die Autorin ihre Ergebnisse zu den

essentiellen methodischen Prämissen von *De institutione musica* schließlich auf ausgewählte Textbeispiele aus dieser Schrift an. In Mittelalter und Renaissance zentrale Aspekte der Wissenschaftstheorie wie die Unterordnung der Musiktheorie als Fach der angewandten Mathematik unter die Arithmetik oder die Positionierung der Fächer des Quadriviums im System und in der Propädeutik der mittelalterlichen Wissenschaftsordnung zwischen Physik und Metaphysik respektive Theologie kommen dort ebenso zur Sprache wie im engeren Sinne mathematische Konzepte wie die Tetraktys der ersten vier Zahlen aus der natürlichen Reihe (1-2-3-4) mit ihren Implikationen für die Intervallberechnung im pythagoreischen Stimmungssystem. Darüber hinaus finden kosmologische Konzepte Erwähnung wie der harmonikale Aufbau der Weltseele oder die Begriffstrias *Musica mundana*, *Musica humana* und *Musica instrumentalis*, ferner metaphysische und wissenschaftspropädeutische Aspekte wie das anagogische Potenzial der Musiktheorie als Fach des Quadriviums sowie die korrekte Interpretation der klassischen musiktheoretischen Legende von Pythagoras in der Schmiede.

Heilmanns Arbeit ist zu attestieren, dass sie nach den grundlegenden Forschungen von Calvin M. Bower einen neuen Meilenstein in der Forschungsliteratur zur quadrivialen Musiktheorie nach Boethius setzt. Anstöße zu einem dezidiert musikwissenschaftlichen Verständnis des boethianischen Theoriewerks will die Autorin aus ihrer Fachperspektive als klassische Philologin zwar nach eigener Einschätzung nicht in erster Linie bieten, aber letztlich ist ihr genau dies überzeugend gelungen: Auch für den auf dem Gebiet der Musiktheorie arbeitenden Musikwissenschaftler ist diese Studie uneingeschränkt zu empfehlen, insbesondere, wenn er sich für die wissenschaftstheoretischen Grundlagen und Aspekte von *De institutione musica* interessiert. In diesem Bereich leistet Heilmanns Dissertation in der Tat Bahnbrechendes: Der Autorin gelingt ein überzeugender Brückenschlag vom erkenntnistheoretischen, ontologischen und zahlen-theoretischen Kontext der Schrift *De instituti-*

*one musica* zur musiktheoretischen Interpretation des eigentlichen Quellentextes. Der hohe sprachliche Anspruch der Autorin, verbunden mit einer guten Lesbarkeit ihrer Studie, die vollständige Berücksichtigung und Diskussion des aktuellen Forschungsstands sowie aller Schriften der für das Verständnis von Boethius essentiellen neuplatonischen und scholastischen Theoretiker, ferner eine ausgesprochen systematische und klare Anlage zeichnen diese philologisch exakt gearbeitete Studie unter den Arbeiten zur boethianischen Musiktheorie ebenso aus wie die von der Autorin selbst erstellten Übersetzungen aller von ihr berücksichtigten Quellentexte im Anhang des Bandes.

(Februar 2012)

Daniel Glowotz

ALEXANDER ERHARD: *Bedyngams O Rosa Bella und seine Cantus-Firmus-Bearbeitungen in Cantilena-Form. Tutzing: Hans Schneider 2010. 408 S., Nbsp. (Tübinger Beiträge zur Musikwissenschaft. Band 31.)*

Alexander Erhards an der Universität Tübingen angenommener Dissertation gebührt das Verdienst, einen weiteren weißen Fleck auf der Landkarte der nach wie vor lückenhaften Gattungsgeschichte der englischen Musik des 15. Jahrhunderts geschlossen zu haben. Seine Spezialstudie untersucht in umfassender Weise die polyphone Vertonung des italienischen Liedes „O Rosa Bella“ von John Bedyngham im Cantilena-Satz einschließlich ihrer zeitgenössischen Bearbeitungen mit einem abschließenden Ausblick ins 16. Jahrhundert. Bei „O Rosa bella“ handelt es sich ursprünglich um einen weltlichen Text, der aus der Tradition der Viniziane und Giustiniane Norditaliens stammt und dort in der Zeit Johannes Ciconias erstmals mehrstimmig vertont wurde. Wie Erhard in seiner Arbeit überzeugend nachweisen konnte, gehört Bedyngams Vertonung jedoch nicht unmittelbar zur gleichen Werkgruppe, sondern stellt die Kontrafaktur seiner mehrstimmigen Fassung der gregorianischen Fronleichnams-Antiphon „O quam suavis est“, „Domine, spiritus tuus“ dar. Ob